

Leseprobe aus:

Rocko Schamoni

Sternstunden der Bedeutungslosigkeit



Das ist das Ende. Gesundheitstermine sind die letzten Termine, die ich noch einhalten kann. Wenn man den Arzttermin nicht mehr schafft, tut sich nur noch die bodenlose Leere auf. Der Arzt ist der Letzte, der jemanden wie mich in einem sinnvollen, menschlichen Rahmen halten kann. Ärzte stehen noch über Chefs, über Politikern, über Eltern. Über dem Arzt ist nichts. Für einen wie mich.

Eben habe ich wieder in das eine alte Auge der Sprechstundenhilfe Fräulein Bethke gestarrt. Man kann nur in das eine blicken, das andere ist, seit ich in diese Praxis komme, zugeklebt. Die Frau ist deutlich über fünfzig, ihre Sehschärfe kann man nicht mehr richten wie bei einer Fünfjährigen, wieso also verklebt man ihr das eine Auge? Egal. Das eine Auge ist verklebt, und das andere stiert einen misstrauisch durch eine Hornbrille an, die für zwei Augen geschliffen wurde. Das Pflaster hinter der blinden Seite wird durch das Brillenglas vergrößert. Da das sehende Auge so misstrauisch blickt, starre ich immer auf die Poren des Pflasters, jedoch ohne Ablenkung zu finden vor dem stählernen, prüfenden Blick der Zyklopin.

»So, guten Tag, was möchten Sie?«

»Ich möchte zu Herrn Doktor, gibt es noch einen Termin heute Vormittag?«

»Wir haben jetzt offene Sprechstunde, Sie müssen aber Zeit mitgebracht haben.«

»Das ist mein geringstes Problem.«

»Waren Sie schon mal bei uns?«

Ich war schon etwa dreißig Mal in dieser Praxis und habe jedes Mal zur Begrüßung in dieses eine Auge geschaut. Warum fragt sie mich diese Frage immer wieder? Ich verstehe das nicht.

»Ja, ich war schon oft hier«, antworte ich. Sie ist unbeeindruckt.

»Haben Sie Ihre Karte dabei?«

Ich gebe ihr die Karte.

»Worum geht es denn überhaupt?«, fragt sie beiläufig.

»Es geht um mehrere Dinge. Ich habe seit einigen Tagen wieder starke Bauchschmerzen, so Krämpfe, und gestern kamen dann noch Stiche in der Brust dazu, ich habe Angst, dass ...«

»Gut, setzen Sie sich ins Wartezimmer, Herr Doktor ruft Sie dann auf.«

Mann, ist die hart, denke ich. Was wäre, wenn ich jetzt wirklich etwas hätte? Kann doch sein. Wenn ich hier gleich auf dem Wartezimmerteppich verenden würde? Ich werde schwitzend warten und irgendwann wird mein Name aufgerufen. Irgendwann an diesem bedeutungslosen Tag wird jemand meinen Namen aussprechen. Dann weiß ich, dass ich da bin. Ich heiße, also bin ich.

Heute sind nur wenige Patienten hier. Ich sitze allein auf einem braunen Korbstuhl und starre auf ein kleines Aquarium, genauer gesagt: auf ein ballförmiges Glas mit etwas Sand und einem Fisch darin. Ein Guppy wahrscheinlich. Ich bin nervös, habe einen ziemlichen Kater, weiß, dass ich ungesund aussehe. Ich atme aus der Nase, damit die anderen Anwesenden wenigstens nichts von meiner Leidenschaft riechen können. Die Nase beherbergt aufwendige Filtersysteme, die den Mundgeruch herausfiltern, glaube

ich. Ich habe noch nie bei einem Trinker die Fahne durch die Nase gerochen. Vollkommen logisch.

Je länger ich sitze, desto mehr Durst bekomme ich. Ich traue mich nicht aufzustehen, um mir ein Glas Wasser zu holen. Das würde meinen Nachdurst verraten. Ich kann den Mund nicht öffnen, meine Zähne sind mit Betonspeichel zusammengeklebt. Ich starre auf den Guppy, kann keine Zeitung lesen, ich sehe ihn seine Runden drehen, gefangen und beobachtet. Er ist wie ich. Vielleicht wartet er auch darauf aufgerufen zu werden? Seit Jahren. Minuten, Stunden, zähes Rinnen. Die vor mir liegende Wartezeit kommt mir vor wie eine Falle. Mein Durst wird unmenschlich.

Schließlich bin ich der Letzte im Wartezimmer, kurz vor der Mittagspause. Kalter Schweiß steht auf meiner Stirn. Es gibt keinen anderen Ausweg: Ich stehe auf, packe das Aquarium, setze es an und trinke es in einem Zug aus. Der kleine Fisch rinnt mir die Kehle runter, ich spüre ihn in meinem Hals zappeln, es ist die umgedrehte Geschichte von Jonas und dem Wal. Ich setze das Glas ab und wische mir mit dem Ärmel die Mundwinkel trocken. Ein brackiger Geschmack breitet sich in meinem Rachen aus, Sand knirscht zwischen meinen Zähnen. Ich schleiche ins Vorzimmer, durchquere dieses im toten Winkel der Einäugigen und verlasse die Praxis, um auf die Straße zu stürzen. Was ist bloß mit mir los?

Was ist bloß los mit mir in letzter Zeit? Ich war doch schon mal anders drauf. Ich stehe an einer Bushaltestelle vor der Praxis und überlege, ob ich mich übergeben soll. Was mache ich mit dem Fisch? Lebt der noch? Der kann doch nicht da drinnen bleiben. Oder ist der jetzt schon zersetzt? Ich kann mich nicht übergeben, hocke mich ratlos in das Bushäuschen und stiere vor mich hin. Es ist kalt, kein

Licht dringt durch die dichte Wolkendecke, die diese Stadt für immer umschlossen hat. Die Aufgeregtheit lässt nach, der Wartezimmerdruck schwindet, die Bauchschmerzen heißen mich wohligh willkommen – zurück in der normalen Welt. Einer zumindest könnte mehr wissen über die Ursache meiner Magenprobleme, denn er ist vor Ort, aber den kann ich nicht fragen. Was ist bloß los mit mir?

Ich beschließe erst mal nach Hause zu fahren. Verdammter Kater. Ich hätte es gestern sein lassen sollen. Wie immer. Der Bus ist gerammelt voll. Ich hasse gerammelt volle Busse, ich dränge mich in den Hintereingang, ergattere mit der Hand einen freien Platz an der Stange und halte die Luft an. All die Menschen um mich herum, die aus allen Poren und Öffnungen ausdünsten. Ich rieche Schweiß durchzogen mit Deodorantfetzen und Mundgeruch – von dem ich erst nach Sekunden wahrnehme, dass es mein eigener ist. Ich klappe schnell den Mund zu. In meiner nächsten Nähe schweben Gesichter in der Luft, Körperteile, Nasen, Ohren, Haare, einige Mitfahrer halten ihre Augen geschlossen. Wir können unsere Nähe nicht ertragen, alles unter einem Meter Distanz erzeugt beim Menschen Stress. Ich blinze zwischen meinen halb geschlossenen Lidern hindurch, die Schläfrigkeit vortäuschen sollen, und beobachte die Züge der Umstehenden. Ich bete, dass bloß keiner hustet oder niest. Vor kurzem habe ich in einer Wissenschaftssendung eine Infrarotaufnahme eines Niesenden in einem Nahverkehrsbus gesehen. Es war grauenvoll. Es sah aus wie ein Atompilz, der trotz vorgehaltener Hände dem Kopf des Niesers entstieg und alle Umstehenden unbemerkt mit einschloss. Solche Bilder vergisst du nie. Kriegsberichte von der Alltagsfront. Wer in so einer Bakterienglocke landet, ist

chancenlos gegen die Krankheitserreger, die in solchen Glocken wohnen. Aber auch die Vorstellung, in der badezimmerwarmen Innenluft meines Nächsten zu stehen, ist mir zuwider. Ich möchte nicht in seinem Atem schwimmen. Noch sechs Stationen und der verdammte Bus wird nicht leerer. Wieso steigt auf dieser Strecke keiner aus? Es kommen immer nur Fahrgäste hinzu. Die meisten Menschen schweigen gestresst, im Hintergrund höre ich jemanden husten, er scheint mir weit genug weg. Neben mir putzt sich jemand die Nase. Ich bekomme Panik. Wenn der jetzt losniest, denke ich. Schließlich halte ich diesen Menschen-Kompressor nicht mehr aus, meine Handflächen sind schweißnass und meine Nase ganz trocken, wie die eines kranken Hundes. Immer wenn ich eine trockene Innennase bekomme, ist das Ende meiner Geduld erreicht. Ich gebe mich geschlagen und steige aus. Die restlichen drei Stationen kann ich auch zu Fuß gehen, ist sowieso gesünder.

Ich springe aus dem Bus, platsche in eine Pfütze und schlurfe weiter. Vorbei an langen Reihen von Wohnhäusern, Parterrewohnungen. In einigen warten ältere ausländische Mitbürgerinnen, warten seit Jahren und träumen von der Heimat, von Ländern voller Licht, von einem Leben mit mehr Sinn als diesem in dieser kalten, dunklen, fremden Stadt in einem Land namens Deutschland, dessen Bewohner sie nicht kennen und deren Sprache sie kaum verstehen. In den Cafés sitzen junge Leute, emsig ins Gespräch vertieft, junge Leute in Szeneklamotten, junge Leute, die sinnvolle Gespräche führen und gleich wieder zu einer sinnvollen Arbeit gehen.

Etwa hundert Meter vor mir steht eine kleine Gruppe von Südländern auf dem Bürgersteig, eine ältere Frau, zwei jün-

gere, ein älterer Mann und ein etwa Zwanzigjähriger. Sie schreien aufeinander ein. Plötzlich sackt der junge Mann zu Boden, der ältere dreht sich um und kommt mit einem selbstgerechten Blick auf mich zu. Ohne zu wissen, was vorgefallen ist, lese ich in seinen Zügen, dass er sich im Recht fühlt und einen kalten Stolz empfindet. Ich gehe an ihm vorüber und komme der kleinen Gruppe näher, von der Kleidung, den Frisuren und der Sprache her halte ich die fünf für Jugoslawen. Die Frauen schreien einander an, der junge Mann kniet am Boden in seinem schneeweißen Jogginganzug. Als ich bei ihm bin, richtet er sich auf und schreit dem Alten voller Hass etwas hinterher. Ich kann nicht verstehen, was, dann sackt er wieder zusammen, eine der jungen Frauen rennt kreischend auf die Straße. Ich überlege kurz, ob ich umdrehen soll, dann frage ich mich, warum. Falscher Stolz, falsches Ehrgefühl, irgendeine Banalität, die sie hat durchdrehen lassen, es ist ihr Problem. Ich bin erstaunt, wie unberührt ich reagiere. Langsam vergesse ich den Vorfall und lande wieder bei mir selbst. Bei meiner Wenigkeit.

Ich gehe weiter, ohne den Kopf zu heben, schaue auf den Boden, entdecke keinen Schatten. Dann muss ich wohl selbst der Schatten sein. Habe mich vom Boden erhoben und gehe durch die Gegend. Nur wessen Schatten bin ich? Das wüsste ich wirklich gerne.